

Louise Wagner

Auf einen Schlag war's anders

Erlebnisbericht von Louise Wagner



CMS Verlagsgesellschaft

Vorwort

Unsere Autorin hat dem Buch ein Gedicht von Hermann Hesse vorangestellt. Wenngleich ich ebenfalls in Calw, im Schwarzwald, geboren wurde und dort im Hermann-Hesse-Gymnasium zur Schule ging, habe ich es nicht gekannt. Das Gedicht passt jedoch gut zur Geschichte, die uns hier erzählt wird.

Der Hirnschlag ist nicht selbst gewählt – im Gegenteil, er bricht unvermutet und mit großer Gewalt ein in gewohnte und eingeübte Lebensabläufe, eben »schlagartig«. Nicht die Welt verändert sich durch diesen Schlag; es ist der vom Schlag Getroffene, der durch Ausfall von Schaltkreisen im Gehirn sich selbst und die Umwelt verändert wahrnimmt und erlebt. Wie und was sich verändern kann, wird am Anfang des Buches eindrücklich beschrieben. Genauso interessant ist aber der folgende Teil, in dem unsere Patientin und nun Autorin beschreibt, wie sie sich nach diesem Schlag mit ihren Handicaps auf den Weg gemacht hat, wieder Initiative ergriffen und »das eigene Leben selbst gewählt« hat und welche Menschen und Institutionen ihr dabei geholfen – oder sie auch behindert haben.

Unsere Autorin hat am 7. September 2003 eine Basilaristhrombose erlitten. Betroffen von der Mangeldurchblutung war der Hirnstamm. Das Stammhirn oder der Hirnstamm liegt im Zentrum des Gehirns. Dort laufen auf engem Raum die wichtigsten Leitungsbahnen zusammen. Hier werden lebenswichtige Schalt- und Leitungszentralen lokalisiert, die Bewegungen der Augen und des Körpers steuern. Alle Nervenbahnen, die dem Gehirn Schmerz, Temperatur und Körpergefühl melden, laufen durch das Stammhirn, und hier liegen auch Steuerung und Taktgeber für Herzschlag und Atmung. Sehen, Riechen und zum Teil auch Hören laufen nicht über diese Stammhirnzentren

und Hirnstambbahnen. Das ist der Grund, weshalb unsere Patientin auch nach dem Schlaganfall mit ihren Augen und Ohren wahrnehmen konnte, was sich um sie herum abspielte.

Diese Eindrücke und Erlebnisse und wie sie in den angeschlagenen Schaltkreisen des Gehirns verarbeitet wurden, beschreibt das Buch im ersten Teil. Präziser müssen wir sagen: Die Autorin beschreibt ihre Erinnerungen daran. Doch diese dürfen wir ernst nehmen, denn auch die Hirnareale, in denen vergangene Eindrücke abgespeichert werden, waren nicht direkt von der Durchblutungsstörung und dem Sauerstoffmangel betroffen. Und ob es überhaupt eine klare Trennung zwischen Verarbeitung und Abdruck des Erlebten in die Wachstafel des Gedächtnisses gibt, ist ungewiss; vermutlich ist dafür die Gesamtheit der Netzwerke des Gehirns in einem föderalen und geordneten Zusammenwirken erforderlich.

Alles fängt bei unserer Patientin am 7. September mit Schwindel an, dann geht es weiter und wird existenziell. ICH BIN, aber »es gibt keine Vergangenheit und keine Zukunft, keine Familie und nichts Materielles«. Trotzdem wird noch einiges wahrgenommen – die Enge im Untersuchungsraum und »die Leute sind nett«. Es ist also nicht so sehr das Denken – cogito ergo sum –, das uns sicher macht, ICH BIN, sondern die Wahrnehmung der Umgebung und darin als Fixsterne freundliche Mitmenschen und das Gefühl, dass keine Hektik, sondern Ruhe herrscht und alle »das Beste tun und mit viel Liebe« und dass man selbst nichts tun kann – nichts tun muss.

Und dann bekommt die Patientin nichts mehr mit; »mir geht es wunderbar und ich bin schon weit weg, aber trotzdem fühle ich mich wie immer«. Nicht das Denken, es ist das Fühlen, das Bestand hat und erinnert wird, auch nachdem der Input von außen stoppt und das Gehirn – vermutlich – Selbstgespräche führend friedvoll eine Reise von außen nach innen erlebt, die als Nahtod beschrieben und erinnert wird.

Die ersten Schritte der Rückkehr – der Beginn des neuen Lebens – sind festgelegt und automatisch, nicht »selbst gewählt« und von Geduld und Demut geprägt. Doch dann kommen die ersten eigenen, selbst gewählten Schritte, Begegnungen und Erfahrungen aus einem neuen Blickwinkel, der erst erfahren und erprobt sein will, manches

aber dadurch schärfer und klarer begreift. Manche professionellen Hilfsangebote kommen unter diesem Brennglas irgendwie noch schiefer daher, andere Nebensächlichkeiten werden wichtig. So die »wundervolle Schwester«, die sich Zeit nimmt: »Heute machen wir zusammen einen kleinen Ausflug.« Unsere Patientin soll die Rehabilitationsklinik im Insehsptal kennenlernen, wo die nächsten Stufen in Angriff genommen werden sollen. Aus einer »Einführung in die Reha« macht diese »wundervolle Schwester« einen kleinen Ausflug zu zweit im Rollstuhl durch die Unterwelt vom Insehsptal zum Anna Seiler Haus durch triste Betongänge – die ganz anders erlebt werden, nämlich als ein abschüssiger Pfad in die Unterwelt: Auch das räumliche Koordinatensystem ist noch durcheinander und muss neu gebootet werden. Im Buch bleibt vor allem aber die Erinnerung an die Schwester, die sich Zeit nimmt und lächelt. »Sie schenkt mir einfach ein wenig von ihrer Zeit.« Merci an diese Schwester, dass sie sich die Zeit genommen hat. Schade, dass sie sich die Zeit nehmen musste – wegnehmen vom knapp bemessenen Stellenplan und gesundheitspolitischen Strategien und Taxpunktplanungen, die den Wert von Zeit, Ruhe und Gespräch börsenkotiert und damit falsch bemessen.

Und dann geht es weiter – in die Reha, tageweise nach Hause und zurück in den Alltag und auch zurück zur Musik. Und es ist Arbeit, Gehirn, Gefühl, Gesang zusammen in Einklang zu bringen – und macht müde. Und auch traurig – wenn ein Freund nach einem Herzinfarkt rät: »Dann wirst du auch wieder Fortschritte machen, wenn du dir nur ein wenig Mühe gibst ...« Und wieder einmal ist es damit in diesem Buch auf den Punkt gebracht: Hirnschlag ist nicht nur häufig – häufiger als Herzinfarkt im Alter. Der Weg zurück ist dornig, langwierig, zeitraubend; graue, deprimierende Strecken sind lang. Weil es eben unser Gehirn ist, das sich selbst reparieren, neu kalibrieren soll, das aber selbst angeschlagen, eingeschränkt und eben nicht frei ist – soweit es das überhaupt sein kann. Wenn das Gehirn sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen soll, ist das für jeden von uns nicht einfach – und um wie viel mehr dann, wenn eben gerade dieses Gehirn einen Schlag bekommen hat.

Dennoch gibt es Episoden von Glück, Zuversicht, Fortschritt – und oft ist das verbunden mit jemandem, der sich Zeit nimmt, ein

Lächeln schenkt, hilft. Aber auch das dringt nicht mehr durch, wenn eine Depression Wahrnehmung, Gedächtnis und Gefühle in ihren grauen Schleier hüllt. Hier – wie auch im Umgang mit der komplexen Bürokratie – sind langfristige und stabile Hilfen gefordert. Dies umso mehr, weil manche Einschränkungen durch den Hirnschlag eben nicht auf den ersten Blick sichtbar sind und auch die Betroffenen erst lernen müssen, wo die neuen Grenzen liegen und was man sich selbst und den Mitbetroffenen zumuten kann und darf.

Diese Erfahrungen und die erforderlichen Maßnahmen, um das »Leben wieder selbst zu wählen« und zu gestalten, fasst das Buch im letzten Abschnitt zusammen. Manche Erlebnisse werden zur Freude des Lesers etwas in Humor, Ironie und auch ein bisschen Sarkasmus verpackt – und das ist gut so. Manchmal bleiben halt nur noch Humor, Musik und Freunde, wenn man sich wieder seinen Platz im Leben wählen will – in einer Gesellschaft, wo man auch mit Handicap reibungsfrei funktionieren soll und in der vor allem die Kurse stimmen müssen.

Jedoch bleibt es in diesem Buch nicht dabei – es wird zitiert, eigene Umwege und Hilfsmittel werden geschildert, Quellen werden herangezogen und es wird auf andere Erfahrungen und Broschüren verwiesen – einschließlich Links zu nützlichen Websites im Internet. Auch hier spürt man, dass viele mit Hand und Hirn mitgeholfen haben, von der eigenen Familie bis zu manchen Ärzten und Ärztinnen sowie Schwestern, die sich schon immer Zeit genommen haben und für die die Versorgung ihrer Patienten nicht Betreuung von Kunden ist.

Nicht zuletzt deshalb freue ich mich und bin stolz, die Ehre zu haben, dieses schöne Buch mit einem Vorwort begleiten zu dürfen.

Gerhard Schroth

Arzt für Neurologie und Radiologie, Neuroradiologie FMH
Professor für Neuroradiologie, Emeritus, der Universität Bern

Eine unglaubliche Geschichte

Heute ist der 6. September 2003, und wir sind zum 40. Geburtstag eines Freundes eingeladen. Ich fahre mit meinen beiden Kindern allein. Mein Mann ist stark erkältet und liegt im Bett. Es ist ein wundervoller Tag mit blauem Himmel. Am Abend machen wir uns wohlgenut auf den Heimweg. Es war ein gelungener Tag. Kein Gedanke und kein Hinweis deuteten darauf hin, dass am nächsten Tag alles vorbei sein sollte.

Zwei Wochen zuvor hatte ich auf der Heimfahrt einen Krankenwagen auf der Autobahn gesehen und mir überlegt, wie es wohl wäre, darin liegen zu müssen. Nie dachte ich ans Sterben. Es war ein flüchtiger Gedanke. Nicht im Traum wäre es mir in den Sinn gekommen, zwei Wochen später selbst in so einem Wagen zu liegen. Hätte man mir gesagt: »In zwei Wochen wirst du dem Tod hautnah begegnen!«, ich weiß nicht, wie ich reagiert hätte. Ich hätte wohl große Angst bekommen. Obwohl ich viele Bücher über Nahtoderlebnisse gelesen hatte, war die alte Vorstellung vom Tod im schwarzen Kapuzenumhang immer noch da. Ein Totenschädel, der mich mit einem hämischen Grinsen aus seinen tiefen schwarzen Augenhöhlen anschaut und seine Sense mit einem lockeren Schwung von der Schulter gleiten lässt. Dieser Gedanke jagte mir kalte Schauer über den Rücken. Keine Nacht hätte ich ruhig geschlafen. Wie froh bin ich, dass ich es nicht wusste!

Am Abend kommen wir nach Hause, und ich fühle mich gut. Wie immer gehen wir alle schlafen. Diese Nacht sollte für mich eine ganz ungewöhnliche werden. Morgens um 3.00 Uhr erwache ich, weil ich einen Drehschwindelanfall habe und mir übel wird. Ich muss erbrechen. Diese Anfälle sind mir schon seit zwei Jahren bekannt. Sie tre-

ten immer nach einer starken Stresssituation auf. Ich denke mir: »Das weite Fahren zum Geburtstagsfest wird wohl der Auslöser sein!«

Am Morgen geht es mir immer noch nicht richtig gut, sodass ich ein Medikament einnehme. Ich lege mich wieder ins Bett. Es ist Sonntag, die beste Gelegenheit, sich auszuruhen und zu erholen. Nachmittags um 15.00 Uhr erwache ich. Es ist mir übel wie noch nie in meinem Leben. Ich stehe auf und weiß, bis ins Bad komme ich unmöglich. Eine Woche zuvor hatten wir eine alte Waschschiüssel gekauft und diese stand nun auf unserer Kommode. Kurz entschlossen benutze ich sie. Ich rufe nach meinem Mann. Er kommt sofort. Ich lege mich ins Bett und schlafe weiter. Er wischt alles auf und entfernt die Spritzer. Ich realisiere nichts mehr davon. Kurze Zeit darauf erwache ich wieder und sehe den Schrank und die Lampe, einfach alles, doppelt. Es wird mir davon wieder schlecht. Ein schreckliches Gefühl! Sofort bewege ich mich nicht mehr und schließe die Augen. Ich rufe noch nach meinem Mann. Die Kinder hören mich nur leise. Ich habe das Gefühl zu schreien!

Unsere Kinder alarmieren erneut meinen Mann, und er kommt sofort. Ich sage zu ihm: »Ich sehe alles doppelt!« Nach dieser Aussage merkt er: »Sie braucht einen Arzt!« Er geht nach unten ins Wohnzimmer und ruft den Notarzt an. Welch wunderbare Fügung, unser Hausarzt und Freund hat Dienst. Er kennt mich in- und auswendig. Bereits nach zehn Minuten klingelt es an der Tür. Er schaut sich nach mir um, und ich höre, wie mein Mann sagt: »Sie ist oben und liegt im Bett!«

Schon ist unser Hausarzt bei mir im Zimmer und setzt sich auf den Bettrand. Eine große Erleichterung macht sich in mir breit. Jetzt ist er da, und es wird alles gut. Es gibt keine Angst, nur eine große Ruhe! Es ist das wundervollste Geschenk, das er mir machen kann. Ich frage mich: »Ist er sich bewusst, wie viel Gutes er mir tut?« In dieser Situation gibt es nichts Schöneres, als sich geborgen zu fühlen und einfach loszulassen. So lasse ich mich sorglos in seine sicheren Hände fallen in der Gewissheit, dass alles gut wird. Ich weiß, das Beste wird getan.

Ruhig fragt er nach meinem Befinden, und ich erzähle ihm: »Ich sehe alles doppelt, und ich habe erbrochen. Alles hat in der Nacht angefangen mit einem Drehschwindelanfall. Heute Morgen habe ich dann ein Medikament gegen Drehschwindel eingenommen!«

Sofort geht er nach unten ans Telefon. Er ruft die Ambulanz an. Aber was ist das? Es ist keine da? Alle sind für Notfälle zu einem Autorennen abberufen worden. In dieser Zeit durfte es keinen Notfall im Dorf geben. Ich höre ihn fluchen. Ein weiterer Anruf beim nächsten Krankenhaus und ein Aufatmen. Eine Ambulanz ist in der Nähe. Ich kenne unseren Hausarzt gut. Wenn er so überreagiert, ist es ernst. Es hätte mir auffallen müssen, aber mir steht wohl jemand auf der Leitung. Mein Sohn steht angsterfüllt neben mir. Tränen treten in seine Augen, und ich sage zu ihm: »Hab keine Angst, es wird alles wieder gut!«

Schon ist der Arzt wieder bei mir. Er will mich aus dem Bett nehmen und nach unten bringen. Das Treppenhaus ist zu eng, um mich auf einer Bahre nach draußen zu tragen. Ich versuche, mich aufzusetzen, aber schon sagt er zu mir: »Bleib liegen, es geht nicht!« Ich lege mich wieder hin. Alles, was sie nun mit mir tun, nehme ich zwar klar war, und ich helfe auch mit, aber es ist mir egal. Dieses Gefühl ist nicht einfach zu beschreiben. Ich liege da, sehe und fühle alles, was sie mit mir tun. Ja, sie tun es mit meinem Körper. Ich bin in ihm, aber irgendwie ist er doch nur eine Hülle. Die Hektik überträgt sich nicht auf mich, und ich fühle nur, dass hier Menschen sind, die mich lieben oder die es gut mit mir meinen.

Bis die Ambulanz da ist, will der Arzt mir noch eine Infusion legen. Das Wasser, das ich beim Erbrechen verloren habe, muss ausgeglichen werden. Natürlich geht es nicht auf Anhieb, meine Adern sind kaum noch zu finden unter der weißen Haut. Der Arzt schickt meinen Mann, Wasser zu holen, und zwar möglichst heißes. Er muss es über meine Hand gießen. Dabei macht er sich Sorgen und denkt: »Hoffentlich verbrenne ich ihr nicht die Hand. Das Wasser ist so heiß!« Aber für mich ist es ganz angenehm und lauwarm. Sie suchen vergeblich nach einer Ader, bis die Ambulanz da ist. Die Ärztin und die beiden Sanitäter sind alsbald bei mir im Schlafzimmer. Der Ärztin gelingt es, die Nadel in meiner Hand zu platzieren. Sie haben einen fahrbaren Stuhl dabei, auf den muss ich mich jetzt setzen. Schön brav mache ich, was mir gesagt wird, und schon rolle ich auf die Treppe zu. Mir ist so schlecht und bei jeder Bewegung übergebe ich mich. Schon lange ist nichts mehr in meinem Magen. Meinem Sohn drücken sie den Infusi-

onsbeutel in die Hand, und er folgt wie ein kleines Hündchen. Es ist der schlimmste Augenblick für meine Kinder, zusehen zu müssen, wie sie mich hilflos, kreidebleich und wie ein Häufchen Elend aus dem Haus tragen!